

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1928

122 (25.5.1928) Die Mußestunde (Pfingsten)

Unser Pfingstgeist soll Helfer sein in der Einigung all derer, die eine Gesinnung, einen Willen, einen Glauben und einen Geist haben auf der Erde zur tätigen Schaffung einer besseren und neuen gesellschaftlichen Lebensgemeinschaft: des menschenbefreienden Sozialismus.

Neues aus der Bücherwelt

Der „Große Brockhaus“ kommt in neuer Auflage

Wie wir von gut unterrichteter Seite erfahren, sind nach vieljähriger Vorbereitung die Arbeiten am „Großen Brockhaus“ so weit gediehen, daß mit dem Erscheinen des ersten Bandes in einigen Monaten gerechnet werden kann. Das Werk ist mit sehr vielen und völlig neuen Bildern und Karten ausgestattet, wird zwanzig Bände umfassen und hat nach Inhalt und Form gegen Brockhaus' Lexikon von vor dem Kriege so grundlegende Änderungen erfahren, daß es wohl als etwas ganz Neues auf dem Gebiete des volkstümlichen Nachschlagewerks anzusprechen ist. Mehrere hundert Fachgelehrte wirken daran mit, in der neuen Auflage einen praktischen täglichen Berater zu schaffen, der, sachkundig auf allen Gebieten, im heutigen hastenden Leben und in der Zeit der Spezialisierung notwendiger ist denn je.

Der „badische Mozart“

Unter den bedeutenden tondichtenden Zeitgenossen Mozarts ist bisher wohl keiner in deutschen Landen so unbekannt geblieben, wie der Odenwälder Joseph Martin Kraus. Dies erklärt sich hauptsächlich daraus, daß dieser im gleichen Jahr wie Mozart geborene und sieben Monate nach ihm verstorbene Tonkünstler nach einer vierjährigen Studienreise den kurzen Rest seines Lebens, also gerade die reifsten Jahre, in Schweden zubrachte. Es ist das verdienstliche Werk von Karl Friedrich Schreiber, der sich seit vielen Jahren mit dem Schaffen und Schicksal des Komponisten beschäftigte, die erste grundlegende deutsche Krausbiographie (im Verlag des Bezirksmuseums Buchen, Baden 146 Seiten, in Halbleinen 3 Mk.) veröffentlicht zu haben. Mit vorbildlichem Eifer und Geschick hat Schreiber nicht bloß alles zusammengetragen, was Krausens musikwissenschaftliche Tätigkeit ins rechte Licht zu setzen geeignet ist, sondern auch alles, was das Leben des großen Komponisten vom Standpunkt des rein Menschlichen aus des Wissenswerten bietet. Geboren zu Millenberg, kam Kraus als Fünfjähriger nach Buchen. Hochbegabt und frühreif fiel er schon als Achtjähriger durch seine musikalischen Fähigkeiten auf. Nach Studienjahren in Mannheim, Mainz, Erlurt und Göttingen (wo er zum Hainbund in nahe Beziehung trat) wanderte er 1773 nach Schweden aus, wo er die Gunst König Gustavs III. gewann. In dessen Auftrag macht er eine Studienreise durch ganz Europa, wobei er mit den führenden Musikern, insbesondere mit Haydn in nahe Beziehung trat. Nach seiner Rückkehr nach Schweden entstanden jene herrlichen Symphonien, Opern, Oratorien usw., um deren willen wir Kraus heute wieder so hoch schätzen. In neuester Zeit erlebten die Werke Krausens (in Mannheim, Karlsruhe, Frankfurt a. M., Buchen usw.) ihre wohlverdiente Auferstehung. Das schön ausgestattet und reich illustrierte Werk macht uns mit dem Leben eines wahrhaft großen, edlen zu Unrecht vergessenen deutschen Komponisten bekannt.

Dr. Siegfried Bernfeld

Die Schulgemeinde und ihre Funktion im Klassenkampf

Schriftenreihe „Neue Menschen“. Umfang 146 S. Preis kartoniert 2,50 Mark. Leinen 3,50 Mark. E. Laubsche Verlagsbuchhandlung, G.m.b.H., Berlin W. 30. — Nicht um die Schulgemeinde im landläufigen Sinne einer Sonderart privater, höherer Schule (Landerziehungsheime) handelt es sich in Dr. Bernfelds neuer Schrift. Vielmehr spricht er von der Schulgemeinde als jener besonderen Form der Verwaltung und Organisation des Schülerlebens, wie sie sich in erster Linie in den modernen Schulheimen entwickelt hat. Nach einem kurzen geschichtlichen Rückblick folgt eine Betrachtung der besonderen Stellung, die sich die Schulgemeinde im Erziehungsprogramm des Bürgertums erobern konnte. Sie ist zu einem Instrument verstärkter Klassenbildung, der Sicherung der bestehenden Sozialordnung bereits durch die Erziehung geworden. Mit starkem Nachdruck weist Dr. Bernfeld insbesondere sozialistische Bevölkerungskreise und die Arbeiterjugend auf diese Tatsache hin, wobei er die Forderung erhebt, daß die sozialistische Jugendbewegung die Probleme um die Schulgemeinde aufgreift und zu einer Lösung bringt, die im Interesse der beiden Massen des Volkes liegt.

„Zeitschrift für Musik“

Monatsschrift für eine geistige Erneuerung der deutschen Musik. Dr. Alfred Heuß, Steingraber-Verlag, Leipzig. Maiheft 1928, Heftpreis 1,50 Mk. Abonnementspreis vierteljährlich 4 Mk. — Das Maiheft gleicht in seiner gewöhnlichen Mannigfaltigkeit diesmal einem wahren Füllhorn. Eine Reihe für breiteste Musikkreise wichtiger künstlerischer und praktischer Fragen wird hier abgehandelt. So liest man aufklärende Erfahrungen eines praktischen Arztes über die Berufskrankheiten der Tonkünstler. Ueber das alte, auch hier schon heftig diskutierte Problem der Klangfarbe des Klaviertones schreibt mit analytischer Schärfe Alfred Simon; über die Aufsehen erregenden Versuche des Leipziger Sinfonie-Orchesters, nach russischem Vorbild ohne Dirigenten zu spielen, schreibt Malige, ein Orchestermitglied. Künstlerisches, vor allem für Orchesterschulen und Dirigenten von prinzipieller Wichtigkeit, bietet Jon Leifs Aufsatz über die Grundlagen klassischer Interpretation. Das zeitgenössische Musikleben wird neben einer Fülle von Musikberichten und anderen Mitteilungen, vor allem in einer fortlaufenden Artikel-Serie „Allerlei Zeitgemäßes“ des Hauptschriftleiters Dr. A. Heuß, berücksichtigt. Die Bildbeilage bringt Tartinis Villa in Pirano, sowie eine unbekanntere Photographie „Brahms im Kreise seiner Wiener Freunde“. Die Musikbeilage enthält diesmal nicht weniger als drei Stücke. Hingewiesen sei auch noch auf die kleinere Aufsätze enthaltende Rubrik „Kreuz und Quer“, in der u. a. zwei unbekanntere Frauenbriefe über Richard Wagner zu lesen sind. Damit erschöpf sich der Inhalt des Heftes aber noch lange nicht, und es ist einfach verwunderlich, daß die Nummer einer derartig reichhaltigen Zeitschrift für 1,50 Mk. zu haben ist.

Witz und Humor

Studenten-Anekdoten

33 Sachen. — „Es ist heute nacht bei mir eingebrochen worden“, meldete der Student auf dem Polizeiamt. „33 Sachen haben mir die Kerle gestohlen“. — „Können Sie eine genaue Liste der Gegenstände geben?“ — „Jawohl. Ein Spiel Karten und einen Korkezieher.“

Geduld liebe Seele. — Ein Schneider schwört einem Studenten, nicht eher fortzugehen, bis er sein Geld habe. Der Student ruft: „Frau Schmidt, stellen Sie noch ein Bett in mein Schlafzimmer.“

Der Schlingel. — Ein Leipziger Student hat seinen Wirt verprügelt und wurde deshalb vor den Rektor Gottsched geladen. Als er vor ihn kam, fuhr Gottsched den Uebelthäter mit den Worten an: „Warum hat er sich so gröblich an seinem Wirt vergriffen?“ „Ihre Magnifizenz“, antwortete der Student, „der Schlingel nannte mich Er!“

Ein Aushelfer der keiner ist. — Student: „Sie haben ja keine Uniform, sind Sie denn auch Brieträger?“ — Postbote: „Nein, ich bin erst noch Aushelfer.“ — „So? Können Sie mir vielleicht mit 10 Mark aushelfen?“

Nächtliche Gesichte. — Ein Student geht nachts stark angeheitert nach Hause. Unterwegs bleibt er stehen, hält sich am Laternenplahl fest und sieht immer die Straße entlang, wo sich zwei lange Reihen brennender Straßenlaternen hinziehen. Da tritt plötzlich ein Schutzmann auf ihn zu und sagt: „Herr Doktor, wollen Sie denn nicht weitergehen?“ „n Augenblick, sagt der Studiosus, „ich will bloß Fackelzug vorbeilassen.“

Kurz darauf trifft derselbe Schutzmann einen anderen Studenten, der steht ebenfalls am Rande des Bürgersteigs, guckt die Straße hinunter und fragt: „Herr Wachtmeister, kommt denn keine Straßenbahn mehr?“ „Nein“, sagt der Schutzmann, „Die Straßenbahn fährt nur bis zwei Uhr nachts.“ „Nanu“, antwortet der Wartende, „die Schienen liegen aber doch noch da.“

Galgenhumor. — Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts befanden sich im Lehrkörper der Berliner Universität die Professoren Eck, Kothe, Dieffenbach und Wolf. Da geschah es eines Tages, daß ein Student, der bei diesen vier Professoren sein Examen ablegen sollte, bei allen vieren glücklich durchfiel. Am nächsten Tage prangten folgende Verse am „schwarzen Brett“:

Kommst du durch den Dieffenbach,
Bleibst du doch im Kothe stecken.
Kommst du durch den Tiefenbach,
Frißt dich doch der Wolf hernach.“

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur Herrn. Winter, Karlsruhe

PFINGSTEN 1928

20. Woche • 48. Jahrgang

Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

Karlsruhe, 25. Mai 1928

Victor Kalinowski: Pfingsten

Schau vom Berge ins pfingstliche Land; / Welch schimmerndes, flimmerndes Blüten! / Welche Verschwendung aus schenkender Hand! / Welch farbiges Glühen und Sprühen! / Leuchtende Falter schaukeln im Raum. / Taumeln von Blüte zu Doldel! / Flammender Schnee! / Bundflockeriger Schaum! / Pfingsten ist sonnigem Golde! / O wundergewaltige schaffende Wucht! / O Hymnus klingender Psalmen! / Pfingstliche Blüte wird herbstliche Frucht, / Brot duftet in wispelnden Halmen. / Hoffnung auf Segen für jedermann! / Quillt aus der trächtigen Scholle, / Schweiß, der heiß auf die Scholle rann, / Befruchtet Blüte und Knolle.

Der Geist der Schöpfung umschwebt die Flur, / Schmückt prangend die Rose, die Lilie, / Schafft Nahrung für Mensch und Kreatur, / Denn alles ist eine Familie. / Wenn liebeseelig die Nachtigall singt, / Singt sie All-Freude, All-Liebe, / Damit All-Freude, All-Liebe beschwingt / Die Menschheit zu all-gutem Triebe!

Kurt Offenburg

Das unbekannte Denkmal

I.
Durch die Tagespresse ging diese Meldung: Der bekannte Blumenzüchter Franz Steinbach, der Schöpfer der weltberühmten „Prinzessin Alberta“, wird auf der diesjährigen Blumenausstellung in B. die Welt mit einer neuen Schöpfung überraschen. Wie man hört, wird die Blume — eine Cinnamomeae — an Form und Farbenpracht alles bisher Gesehene übertreffen, so daß diese neue Pfingstrose das Ereignis der Ausstellung sein dürfte. Die Spitzen der Behörden werden bei der Eröffnung zugegen sein.

Franz Steinbach ließ das Zeitungsblatt sinken und während sein Blick über die lange Reihe der Treibhäuser, über die freiliegenden Blumenbeete bis zum Horizont schweifte, wo silhouettenhaft der Wasserturm sich gegen einen rotgelb gezackten Abendhimmel hob, dachte der grauhaarige Mann zurück an jene Ausstellung in San Franzisko, wo seine „Prinzessin Alberta“ den ersten Preis erhalten hatte. — War dies nicht kurz vor dem Krieg gewesen? „Ja — vor dem Krieg!“, gab er sich laut Antwort, wie Leute häufig zu tun pflegen, die wenig mit Menschen sprechen. — Gewiß: seine Züchtung war preisgekrönt worden, große Bestellungen waren hereingekommen und viel Geld wurde verdient. Aber, was ist das Geld, was der Ruhm, was die vollbrachte Leistung, wenn der Mensch leidet?

Er hatte sich mit Franz, seinem einzigen Sohn, an diesem Tag überworfen: zwei harte Willen prallten gegeneinander, und da keiner nachgab, ging der Jüngere seinen eigenen Weg. Und alles nur wegen der „Prinzessin Alberta“, sann der vereinsamte Mann; weil dem Jungen der Name nicht gefiel, er es liebdienerisch fand von mir, der sich selbst aus der Tiefe herauf gearbeitet hat, daß ich meine Schöpfung nach einem Menschen taufte, den ich nicht kannte, nie gesehen hatte. Nach einem Menschen, der weder von Blumen, noch von Kunst etwas versteht und der jährlich Millionen verbraucht ohne zu arbeiten, weil das Volk geduldig ist und es nicht besser will. . . .

Vielleicht hatte Franz nicht Unrecht, wer weiß. Jedenfalls hat die „Prinzessin Alberta“ kein Glück gebracht. Es scheint, als ob von hochgestellten Persönlichkeiten nur Streit, Entzweiung, Haß ausgeht. . . .

Der Gärtner sann und sann, seine Gedanken durchliefen immer die gleiche Bahn: San Franzisko, Verlust des Sohnes, „Prinzessin Alberta“ . . .

II.

Er stand in einem der Treibhäuser, den grauen Kopf über ein Zuchtbeet gebeugt und prüfte mit vorsichtigen Fingern seine neueste Züchtung, das Ergebnis jahrelanger, mühevoller Versuche. Seine Handfläche umschloß eine der schweren Blütendolden: karminrot leuch-

teten die Außenwände der geschweiften Blätter, die Innenseite aber erstrahlte in einem hellen Gelb, das von violetten Dunkelheiten getönt war.

Da betrat Anna, seine Frau, das Treibhaus; blieb, um nicht zu stören, schweigend neben dem Mann stehen und sah ihm zu, wie er mit einer kleinen blanken Schaufel eine Blütenstaude aus dem fetten Humusboden nahm, behutsam die schwarze Erde abschüttelte und gegen das Licht hob, um die Wurzeln zu prüfen. Dünne Fäden von wasserheller Farbe, kaum sichtbar geädert, flossen sie schwächlich, zerbrechlich und von ungleichmäßiger Länge nebeneinander.

„Wie wirst du die Blume nennen, Franz?“, sagte die Frau und ihr schmales, verhärmtes Gesicht war dem Manne zugewandt.

„Ich habe eine Ueberraschung für Dich“, sagte er abrupt, „sie wird deinen Namen tragen“. Und verbissen: „Prinzessin Alberta“ hat doch kein Glück gebracht.“

„Ach — laß doch diese unselige Geschichte!“ Und um den faltigen, leidgewohnten Mund der Frau zuckte ein schmerzliches Erinnern. Sie wollte etwas von Franz, dem verlorenen Sohn, sagen, aber jahrelange Gewohnheit nicht an den Namen des Verstorbenen rühren zu dürfen, war stärker als der mütterliche Wunsch sich den jahrelangen Druck einmal vor dem Manne vom Herzen zu schreiben.

„Freust dich nicht, daß die Blume deinen Namen in alle Welt trägt?“, fragte der Gärtner, schon ein wenig unwillig über das Schweigen der Frau.

„Aber gewiß, Franz. Natürlich — natürlich — welche Ueberraschung — du bist zu gut“.

Und während sie hastig die Worte sprach, dachte sie 'nur an den Sohn, und daß die neue Blume, die ihren Namen tragen sollte ein Gruß an ihren Einzigen sein könnte, dessen Aufenthalt sie in ihren schwächlichen und heimlichen Nachforschungen nie erfahren konnte, Er würde gewiß von der neuesten Züchtung seines Vaters hören, und ihr Name — Anna Steinbach — in den Zeitungen lesen, in Blumengeschäften und botanischen Gärten finden; er würde ebenso bekannt werden wie „Prinzessin Alberta“.

Schweigend standen die beiden alten Leute in der schweren Dampffheit des Treibhauses nebeneinander, und wie der Mann behutsam die Wurzeln wieder einpflanzte, dachte er nicht weniger, verbissen in seinem Trotz, an den Sohn wie Mutter. Aber der Zwang der Jahre ließ sie schweigen, sich quälen und leiden.

III.

Unter der weiten, hohen, glasgedeckten Kuppel des Ausstellungsraumes breiteten sich, schier unüberschaubar, in farbig leuchtenden Wellen Millionen Blütendolden. Nur schmale Gänge führten durch die bunte Pracht, nach dem kleinen Mittelpavillon, wo die berühmte Tulpenschau der holländischen Gärtnergemeinschaft und die preisgekrönte Neuschöpfung des deutschen Züchters zu sehen waren. Mattes Licht strömte durch eine milchweiße Glasdecke in den Raum. Die leichten Stengel der Tulpen trugen schwankend Blüten von ätherischen und zugleich übernatürlich flammenden oder toten Farben: goldgelb und kobaltblau, silbriges Rosa und strahlendes Rot, sowie die erlöschenden Töne der Farbenleiter: violett, blaurot bis zum tödlichen Schwarz.

Aber in der Mitte des Pavillons stand die neue Cinnamomeae, die neue Pfingstrose; prächtiger als ihre Tulpenschwestern und zart wie die edle Rose selbst: zum Erstaunen Aller den Duft der wirklichen Rose atmend. Auf bescheidenen kleinen Schildern war der Name zu lesen: Anna Steinbach.

Der grauhaarige Züchter, heute in feierlich dunklem Rock, stand mit den Direktoren der großen botanischen Gärten vor der Pflanze und sprach über die Mühen und langen Mißerfolge seiner Zucht bis zum Gelingen. Die Herren hörten andächtig dem Alten zu, der mit ernsthafter und fast abweisender Ruhe seine Arbeit erklärte.

Als sie sich endlich verabschiedet hatten, wendete sich der wortkarge Mann wieder der Post zu, die ihm der Gehilfe gebracht hatte: Bestellungen und Anfragen, Zeitungsausschnitte und Anerkennungs-schreiben botanischer Gärten. Leise überwältigten den harten Mann

Selbstbewußtsein und Rührung: also hatte man doch nicht umsonst gearbeitet. Als er aufatmend empor sah, winkte ihm der holländische Nachbar und hielt ihm die neue Nachmittagsausgabe der Zeitung entgegen.

„Schon wieder Ihr Name, Ruhm in Hülle und Fülle.“ Der Gärtner ergriff das noch nicht auseinandergefallene Blatt und las in fettem Druck seinen Namen: „Franz Steinbach“. Dann aber, wie seine Augen über die Zeilen hincilten, zerrten Befremden und Schmerz sein Antlitz, als er las: „Wie wir hören, ist der seit den Mitteldeutschen Aufständen verschwunden gewesene Arbeiterführer Franz Steinbach bei dem soeben beendeten Hafnarbeiterstreik in H. im Kampf mit Streikbrechern von den Schutztruppen erschossen worden. Der Verstorbene war durch seine Intelligenz und unbestechliche Ehrlichkeit eine der stärksten Hoffnungen der Arbeiterbewegung“.

Mit einer langsamen Gebärde griff der alte Gärtner nach seiner Brust; das Blut drang saugend vom Herzen zum Kopf. Um ihn herum schaukelten die Blüten; kreisten im Wirbel, schwangen sich hoch, sausten nieder. . . . Was würde die Mutter sagen? . . . Alles war zu Ende . . .

Und plötzlich wußte der Vater, daß er stets auf den Sohn gewartet hatte. . . . Und wie er mit entsetzlichem und unabwälbarem Gefühl der Schuld an seine arme Frau dachte, strömte ihm aus den hilflosen Augen das salzige Wasser der Tränen, und er wandte taumelnd, instinktiv seinen Schmerz verbergend, das Gesicht zu seinen Blumen.

IV.

Musik erscholl. Klappernde Schritte vieler Menschen rissen den Gärtner empor.

Ach ja — der Präsident und die Minister und die städtischen Behörden sollten die Ausstellung offiziell eröffnen. Wie im Traum, fern und formlos, besann sich der schmerzgequälte Mann dieser Tatsache; und daß er hier stand, um die Herrschaften zu empfangen.

Und unwillkürlich, als der Präsident vor ihm stand, riß der Gärtner die Knochen zusammen, wie einst als Unteroffizier. Eine große Gesellschaft kam hinter dem Präsidenten den schmalen Blumengang herauf: schwarze Röcke über strahlend weißen Hemdbrüsten, Uniformen mit Orden, Damentoiiletten seidenrascheln.

Der alte, matte Präsident trat wohlwollend auf den Blumenzüchter zu und rasselte seinen Spruch herunter vom Erfolg fleißiger Arbeit, deutscher Art undsoweiter. . . . Dann sah er die Blumen an und zeigte sie mit einer verbindlichen Bewegung, als ob er sie zu verschicken habe, den vordersten Beamten und ihren Damen.

Dem Gärtner schwirrte das Leid um den Sohn durch den Kopf. Was wollten diese Leute von seiner Blume? Hatten sie den Sohn nicht tötet? Jetzt machten sie billige Redensarten von seiner Arbeit. . . . In des Gärtners Gehirn verlosch in Sekunden der Erfolg seines Lebens! . . . Er sah seine Mutter am Webstuhl, den Vater krank im Bett. . . . Und jetzt der Sohn. . . .

Die Damen standen plaudernd um den Präsidenten, der sich über die Blumen neigte, um den berühmten Duft der Blüten pflichtgemäß zu registrieren. Er klappte mühsam die schweren, alten Augen zu dem Gärtner auf. Müde war der Präsident, wie immer. „Wie heißt die schöne Blüte?“ fragte er.

Da kam über den Vater plötzlich ein großartiger Mut, und es war, als wenn der Heroismus des toten Sohnes ihm die Kraft gäbe: er riß mit zitternder Hand das Namenschild aus der Erde.

„Franz Steinbach heißt die Blume“, sagte er und seine herabhängenden Hände hallten sich zur Faust. „Sie heißt nach meinem Sohn, Exzellenz, der im Hafnarbeiterstreik vorgestern vom Militär erschossen worden ist!“

Auf diese Antwort hatte der Sekretär den Präsidenten nicht vorbereitet. Er schwieg. . . . schwieg. . . . Sein schlaffer Mund setzte zum Sprechen an, vergeblich; klappte auf, klappte zu, ohne daß ein Laut aus ihm kam.

In diesem peinlichen Augenblick verdiente sich die Frau des Außenministers den Dank der Regierung.

„Wollen Exzellenz nicht einmal diese holde Tulpe sehen, die eben ihren Kelch öffnet?“

Der Schwarm zog weiter, die Münder plapperten wieder. . . .

Der Gärtner war allein an seinem Stand. Er nahm das Schildchen von der Erde auf, strich den Namen seiner Frau aus und schrieb den des Sohnes.

So wurde diese Blume ein unbekanntes Denkmal für einen jungen Menschen, der als ein Held, als einer der namenlosen Soldaten des Volkes für eine scheinbar nebensächliche Sache gefallen war.

Hedda Wagner: Pfingstgebräuche

Von den drei großen Festen des Jahres ist Pfingsten dasjenige, das am wenigsten in Sitten und Gebräuchen in Erscheinung tritt. Ist Weihnachten das Fest der Geburt des jungen Sonnengottes, Ostern das seines Sieges über den Winterdämon, welchen kosmischen Bedeutungen christliche Mythen unterlegt wurden, so dürfte Pfingsten das Fest der Sommerfrüde, vielleicht der Hochzeit der Fruchtbarkeitsgötter gewesen sein; denn in allen seinen Bräuchen offenbart sich die festliche Heiterkeit. In den katholischen Ländern ist es das Fest des heiligen Geistes geworden; man hat jene Stelle des Evangeliums, in welcher geschildert wird, wie der feurige Gotteshauch herabkam auf die Apostel, zur Grundlage des Pfingstfestes genommen. Analog diesem mythischen Vorgang, wo der „Tröster“ die Seinen im Glauben stärkte, findet die Firmung der größeren Kinder statt, und hier mit Geschenken und Lustbarkeiten, knüpft der christliche Kult und die an ihn anschließende Volksitte an die zu diesem Frühlingsfest gehörende Heiterkeit und Lebenslust an. Früher wurden in Sachsen und Thüringen Laubhütten zu Pfingsten gemacht, und wohl acht Tage lang fleißig Pfingstbier getrunken. In der Mark zierte man alle Häuser außen und innen mit frischen Birkenzweigen und streute Blumen und geschnittenes Schilf auf die Wege. Dort gab es am Pfingstmontag auch einen merkwürdigen Brauch: Knechte zogen mit einem auf ein Kreuz genagelten Raubvogel in den Dörfern herum. Dies deutet auf irgend ein Opfer, das in uralten Zeiten bei diesem Feste stattfand, und wirklich finden sich noch andere Spiele und Sitten, die darauf hinweisen, daß zu Pfingsten blutige Opfer, zuerst vielleicht sogar von Menschen, allmählich dann von Tieren, stattgefunden haben.

In der Mark wird ein Bursche ganz in Laub und Moos gehüllt, mit bunten Bändern geschmückt und sodann schießen die anderen mit blindgeladenen Gewehren nach ihm, bis er sich tot stellt und zu Boden fällt. Ähnliches trägt sich in Dederstedt bei Eisleben zu. Laubbekleidung und bunter Schmuck kennzeichnen immer ein zum Opfer bestimmtes Wesen. — In den altmärkischen Dörfern wird jener Junge, der am Pfingsttag sein Vieh als letzter auf die Weide treibt, der Pfingstschläfer oder der Pfingstlummel genannt. Letzteren Namen verleiht man hierzulande dem, der in seiner Familie zuletzt aufsteht. In der Altmark nennt man ihn den „bunten Jungen“, er wird von Kopf bis zu den Füßen mit Feldblumen aufgeputzt und mittags so im Dorf herumgeführt, ebenso verfährt man mit dem als letztes auf der Weide Eintreffende Tier, das um den Hals einen Laubkranz und an den Schwanz einen mächtigen Blumenbusch bekommt, es heißt „die bunte Kuh“ oder das „bunte Pferd“, je nachdem. In Augsburg wurde früher ein von oben bis unten in Schilf gehüllter Knabe von zwei Gefährten, die frische Birkenzweige trugen, herumgeführt. Er hieß der „Wasservogel“, und sollte den Orten, in denen er herumgeführt wurde, Glück und Heil bringen. Die uralten Lieder, die dabei gesungen wurden, lehren, daß der Wasservogel dereinst wirklich ins Wasser geworfen wurde und ertrinken mußte, worauf man sich von seiner Seele allen möglichen Segen erhoffte.

Daß wir in allen diesen Gebräuchen Reste von uralten kultischen Opferhandlungen vor uns haben, ist klar. Daß solche auch noch in christlicher Zeit, wenn auch wahrscheinlich auf Tiere übertragen, zur Anwendung kamen, läßt sich aus folgendem erschließen. Im Dorfe Lettewitz bei Wettin in Sachsen wird am Pfingstdienstag ein Knecht ganz in Laub gehüllt und der „Bischof“ genannt; ein zweiter wird in umgedrehte Pelze gekleidet und heißt der „Schellenmoritz“. Dieser macht grobe und gewaltige Späße und zieht mit dem Bischof im Ort umher. Der laubgeschmückte Bischof ist das Opfertier, der Schellenmoritz der Opferer, der wahrscheinlich ein Priester war, zuerst ein heidnischer, dann ein christlicher. Moritz ist der in dortiger Gegend sehr verehrte Heilige, dem viele Kirchen geweiht sind. Als dann auch, mit fortschreitender Entwicklung des Christentums, die Tieropfer abkamen, blieb noch die Idee des Opfers an den Pfingsttagen zurück, und wurde wieder zum Volksbrauch und -Spiel.

Hierher mag auch gehören, was einstmals in Nüdlingen bei Kissingen der Brauch war: Am Pfingstsonntag trugen vier Männer einen fünften auf dem Schloßplatz herum. Hier ist eine Erinnerung an das segnende Herumtragen von Opferreliquien im unverständlich gewordenen Brauch zu beobachten. Nachdem alle Fruchtbarkeits- und Liebesgötter auch zugleich irgendwie mit den Todesgöttern in Verbindung stehen, ja oft ihre Stelle einnehmen, so erklärt es sich, daß wir am Pfingstfest, dem Fest der üppigen Freude und Fruchtbarkeit in der Natur, Bräuche vorfinden, die auf blutige Opfer, sei es nun von Menschen oder Tieren, und zwar bis tief ins Christentum hinein schließen lassen.

Ernst Edgar Reimerdes: Der Maibaum

Neben den Birkenzweigen, die in ganz Deutschland als Pfingstfestschmuck von jeher eine wichtige Rolle gespielt haben, finden wir den Mai- oder Pfingstbaum, der zuerst in sächsischen Urkunden des 13. Jahrhunderts erwähnt wird, zweifellos aber bereits viel früher bekannt gewesen ist. Er galt als Symbol des Sommers, als Vertreter der schönen Jahreszeit, der feierlich eingeholt wurde. Wahrscheinlich geht der Maibaum sogar auf heidnische Zeit zurück und war bei unseren Altvordern ein Schutz- und Segenszeichen der Götter, das jedes Jahr beim Frühlingsfest aufgerichtet werden mußte. Zweifelloso handelt es sich um eine uralte Ueberlieferung. Früher stellte man sich unter einem grünen Baum den Geist des Wachstums, den Vegetationsdämon vor, der im Frühling die Natur zu neuem Leben erwecken, sie verjüngen sollte.

Gleich den übrigen Pfingstbräuchen ist die Errichtung eines Maibaums aus der alten Maifeier hervorgegangen, deren Sitten unter dem Einfluß der Kirche auf ein kirchliches Fest, Pfingsten, übergangen, das in manchen Gegenden zu einem Volksfest in der freien Natur geworden ist. Der Maibaum wurde zum Pfingstbaum, seine Name aber blieb meist bestehen. Vereinzelt, z. B. im Rheinland, errichtet die Jugend heute noch am Vorabend des 1. Mai (Maiovend) einen mit buntem Flitter behängten Maibaum, und in einigen Gegenden Schwabens wird dem Pfarrer sowie den anderen Honoratioren zum 1. Mai ein ungeschmückter Maibaum vor die Tür gestellt. — Früher wurden die Maibäume in ganz Deutschland unter Teilnahme der gesamten Einwohnerschaft in Städten und Dörfern auf einem freien Platz mit großer Feierlichkeit aufgerichtet, dabei gab es Tanz, Trinkgelage und mancherlei Volksbelustigungen. Bis zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts hatten selbst größere Orte (z. B. Bochum) noch ihren Maibaum, heute findet man ihn nur noch auf dem Lande und auch da wird er leider immer seltener. Die weiteste Verbreitung hat er in Bayern, wo das Volk fest an den alten Ueberlieferungen hängt.

Meist besteht der Maibaum aus einer möglichst hohen Stange, an deren Spitze ein Busch Birkenzweige befestigt ist, von denen Kränze, bunte Bänder und Flaggen herunterhängen. Man verwendet auch wohl eine hohe Kiefer, Tanne oder Birke, deren grüne Wipfel man stehen läßt und mit Girlanden, Bändern usw. schmückt. Die Rinde des Stammes wird gewöhnlich abgeschält, weil sich nach altem Volksglauben bei dem darunter nistenden Ungeziefer auch böse Geister verborgen halten können. In Bayern entfernt man die Rinde spiralförmig, damit sich, wie es dort heißt, keine „Hexen“ zwischen Holz und Borke verstecken. Früher befestigte man auf der Spitze das Maibaumes vielfach eine Wetterfahne oder einen hölzernen Hahn, seltener Flaggen; heute hängt man in einigen Gegenden (z. B. in Barnewitz bei Rathenow, bei Lehmin usw.) Würste, Kuchen, Flaschen mit Schnaps, Halstücher, Pfeifen usw. daran, die von der Jugend heruntergeholt werden. Einzeln kegelt man die Gegenstände auch wohl aus.

In Gestalt einer Kletterstange ist der Maibaum noch häufig auf Schützenfesten zu finden. In Bayern, wo man ihn niemals dazu degradiert hat, sind am Maibaum stets die plastisch gearbeiteten Abzeichen der verschiedenen Handwerker: Bäcker, Maurer, Schmied, Zimmermann usw., sowie die der Landwirtschaft: Heugabel, Dreschpflug, Pflug, Sense, Rechen, Egge, Erntewagen nebst Bauernhaus und Kirche, Bauern, Bäuerin, Wirt und Wirtin mit Maßkrügen, Hahn, Taube usw. vertreten, sie zieren den Stamm fast bis zur Spitze hinauf. Als Zeichen der einstigen Wehrhaftigkeit des Bauernstandes fehlt selten die mit der Flinte gekreuzte Armbrust. Besitzt die betreffende Gemeinde Jagdrecht, so kommt auch ein Jäger mit Hund an den Maibaum. Unter dem Wipfel hängt gewöhnlich ein großer freischwebender Reifenkranz, den die Mädchen mit künstlichen Blumen, Bändern und Fahnen in den Landesfarben ausputzen. Die Aufrichtung des Maibaumes wird stets in feierlicher Weise vorgenommen und die Beendigung der nicht ungefährlichen Arbeit mit Musik und Böllerschüssen begrüßt. Den bayerischen Maibaum hebt man jahrelang auf und erst wenn Wind und Wetter ihm allzu arg zugesetzt haben, beschafft man einen neuen. — Damit er „wächst“, pflegt der Maibaum auch wohl begossen zu werden. Im Oldenburgischen (Stadinger- und Budjangerland) wird meist auf jedem Bauernhof ein Maibaum errichtet, der aber nicht so reich geschmückt ist, wie die großen, gemeinsam von einer Bauernschaft oder von mehreren aufgestellten Bäume. — Im Altenburger Holzlande wählt man für den „Pfingstbaum“ die höchste und schönste Kiefer aus, die den üblichen bunten Schmuck erhält. — Ehemals waren Großgrundbesitzer, Klöster usw. zur unentgeltlichen Lieferung des Maibaumes (ohne Schmuck) verpflichtet, der am Tage

vor Pfingsten, unter Beteiligung des ganzen Dorfes, mit großer Feierlichkeit aus dem Walde geholt wurde. — Zu den schönsten Pfingstbelustigungen der Jugend gehörte jahrhundertlang der Tanz unter dem Maibaum, den man neuerdings meist in die Wirtshäuser verlegt hat. — Im Taunus ist bis in die Gegenwart hinein um den Maibaum getanzt worden. — Schon die Minnesänger, vor allem aber der volkstümliche Verfasser von munteren, heiteren Tanzliedern, Neidhart von Raental, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts lebte, singen vom Reigen unter dem Maibaum. Für die Maler war dies einst ebenfalls ein beliebtes Motiv; Hans Sebald Behan, der treffliche Schilderer des Lebens auf dem Lande, schuf um 1524 herum einen ausgezeichneten Holzschnitt „Maitanz der Bauern“, auf dem ein Buntschuh, das Symbol der Bauernerhebung, am Maibaum hängt. Ein Nürnberger Stich aus dem Jahre 1687 hat gleichfalls den Tanz um den Maibaum zum Gegenstand.

Damit die Nachbargemeinde ihn nicht entführen kann, wird der Maibaum von der Dorfjugend Tag und Nacht sorgfältig bewacht. Gelingt der Diebstahl, der gestattet ist, wenn dabei die zur Befestigung dienenden Stricke nicht zerschnitten werden, trotzdem, so muß der Baum mit einer Tonne Bier ausgelöst werden. In feierlicher Weise holt man ihn dann zurück und richtet ihn von neuem auf, wobei es für die überlisteten Wächter an Spottreden nicht fehlt.

Kurt Siegfried Schöpflin Proletarischer Pfingstgeist

Das Pfingstfest, das eigentlich ein heidnisches Jubelfest war, wurde von der Kirche zu einem christlichen Jubeltage gestempelt. Die kirchenfrommen Gläubigen sind mit ihrem kindergläubigen Gemüt am Pfingstfest erfüllt von ihrem Glauben an die Ausgiebigkeit des heiligen Geistes. Der nicht unreligiöse, wirklichkeitsnahe und wirtschaftlich geknechtete Proletarier erhebt für sich das Pfingstfest zu einer Befreiung des menschlichen Geistes von allen mystischen Annahmen in sein Reich des erkennenden Wissens.

Im wahrsten Sinne des Wortes ist Pfingsten ein Fest des Volkes. Mit Pfingsten verbindet man die ungekünstelte Freude an den Sonnenschein, der prächtig prangenden Natur, an Fahrten und Wanderungen durch Wald, Feld, Berg und Tal. An solchen Tagen muß aber auch aus der Seele des Menschen eine innere Erleuchtung aufsteigen, mit allen lebendigen Kräften sich anzustrengen versuchen, aus den Niederungen und banalen Zwangsläufigkeiten des Daseins im Alltag zu den beglückenden Auffassungen edlen und hohen menschlichen Lebens zu kommen. Besonders zu Pfingsten sollte sich der vielseitig gefesselte Proletarier von allen Kleinlichkeiten und Häßlichkeiten der alltäglichen Stunde lösen, sich köstlichen Augenblicke der Selbstbesinnung hingeben und daraus die Kraft geistiger, seelischer Erleuchtung und daran anschließender Selbsterneuerung zu saugen. Menschliche Veredlung und Vertiefung sollen, durch die Pfingsten erneut belebt, zur Schaffung höchster menschlicher und sozialistischer Gemeinschaftsformen die Grundlage bilden. Zu Pfingsten erlebe man die Güte im Menschen und speise neu die Kraft der Liebe zum Menschen, dann erhält diese Gesinnung unüberwindliche Kraft.

Die unheilige, antichristliche Wirtschaftsordnung läßt so manchen energielosen, trägen Menschen mutlos werden in der Verfolgung des Zieles, die Kirche der Zukunft mitzubauen, den Geist des brüderlichen Mitempfindens und Mithelfens mit neuen Kräften zu nähren, um zu erreichen, daß Zufriedenheit und Einheit aller Glieder der Arbeit im Gedanken gegenseitiger Brüderlichkeit unabänderliche Wirksamkeit werde. Immer größer wird das gewaltige Heer der erwachenden Enterbten dieser Erde, die sich der ungeheuren Macht und Ausdehnung des teuflischen Dämons Weltkapitalismus bewußt werden. Und da heißt es auch, an und zu Pfingsten nicht nur im wirtschaftlichen Leben als Proletarier zu wünschen und zu hoffen, nein, fordern und erzwingen sei das Ziel! Das kann natürlich nicht der Einzelne, sondern nur eine einheitliche organisatorische Zusammensetzung aller Kräfte der wirtschaftlich gefesselten Proletarier. Die Form des Zusammenschlusses muß dann vom richtigen, wirklichkeitsnahen und taktisch klugen Geiste erfüllt sein, um Stufe um Stufe dem Kapitalismus und der bürgerlichen Gesellschaft das Möglichste Erreichbare zu entreißen und für den Proletarier dauernd zu sichern. Dazu gehört vor allem Vertrauen zu eigenen Sache, zu uns selbst; damit wird auch belebend gekräftigt und gespeist die unaufhörliche Regsamkeit für unsere gemeinsame Sache, für die Sache des gesamten Volkes, für alle Völker.